

2 Die Krim als Mythen- und Legendenraum

Als dich ein tief-geheimnisvolles Schicksal
Vor so viel Jahren diesem Tempel brachte,
Kam Thoas, dir als einer Gottgegeb'nen
Mit Ehrfurcht und mit Neigung zu begegnen.
Und dieses Ufer ward dir hold und freundlich,
Das jedem Fremden sonst voll Grausens war,
Weil niemand unser Reich vor dir betrat,
Der an Dianens heil'gen Stufen nicht
Nach altem Brauch, ein blutges Opfer, fiel. [...]

Du hast hier nichts getan seit deiner Ankunft?
Wer hat des Königs trüben Sinn erheitert?
Wer hat den alten grausamen Gebrauch,
Daß am Altar Dianens jeder Fremde
Sein Leben blutend läßt, von Jahr zu Jahr
Mit sanfter Überredung aufgehalten,
Und die Gefangnen vom gewissen Tod'
In's Vaterland so oft zurückgeschickt?
Hat nicht Diane, statt erzürnt zu seyn
Daß sie der blut'gen alten Opfer mangelt,
Dein sanft Gebeth in reichem Maß erhört?¹

Selbst Diejenigen, welche sich erst im Zusammenhang mit der Annexion der Krim durch die Russländische Föderation im Frühjahr 2014 erstmalig mit der Halbinsel und ihrer geographischen Lage auseinandergesetzt haben, kennen diese Zeilen vermutlich. Sie stammen vom deutschen Dichterfürsten Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832), der sich – wie andere Künstler des 18. Jahrhunderts auch – des seinerzeit beliebten „Iphigenie“-Themas wiederholt angenommen hat.² Goethe orientierte sich an der Version des hellenischen Tragödienautors Euripides – der „Iphigenie bei den Taurern“ (geschrieben um 414/412 v. Chr.). In dem klassischen Mythos war Taurien der Ort, an den Agamemnons Tochter von der Göttin Artemis/Diana entführt worden war, um sie vor der Opferung durch ihren Vater zu retten. Der Heerführer wollte nämlich so die von den Göttern bewirkte Windstille beenden, die ihn an der Überfahrt zum Krieg gegen Troia hinderte. Als Gegenleistung für ihre Rettung musste Iphigenie in dem Barbarenland als Priesterin

¹ Goethe (2014), 1. Akt, 2. Auftritt, 17 und 19.

² Zu nennen ist unter anderem die von Christoph Willibald (Ritter von) Gluck (1714–1787) verfasste und 1779 uraufgeführte Oper „Iphigénie en Tauride.“ Im selben Jahr veröffentlichte Goethe eine erste Prosavariante seiner „Iphigenie“, der 1781 und 1786 weitere folgten.

Menschenopfer durchführen, denn jeder Schiffbrüchige, den es an Tauriens Küste verschlug, war dem Tode geweiht. In Iphigeniens Heimat wiederum ermordete deren Mutter Klytämnestra aus Rache für den vermeintlichen Tod ihrer Tochter ihren Ehemann, woraufhin Iphigeniens Geschwister, Orest und Elektra, nun die eigene Mutter umbrachten; das ist ein Stoff, aus dem Tragödien gemacht werden. Doch damit nicht genug: Orest – aus dem Geschlecht des Tantalus stammend – war nun verflucht und befragte das Orakel, wie er dem göttlichen Zorn und den ewigen (Tantalus-)Qualen entgehen könne. Von der Tauris, so hieß es, solle er „die Schwester“ holen. Da er Iphigenie für tot hielt, glaubte er, Apollons Zwillingsschwester, die Göttin Artemis/Diana, sei gemeint, und nahm an, dass er deren Statue aus dem dortigen Tempel rauben solle. Zusammen mit seinem alten Freund Pylades machte er sich auf den Weg.

Ihr Ziel aber, die „Tauris“ nämlich, war die Krim, die bereits von altgriechischen Autoren als „Taurische Halbinsel“ (*Chersónesos Tauriké*) oder das „Land der Tauroi“ bezeichnet wurde und deren Lage sie am Rande der bewohnten Welt – der Oikumene – verorteten. Dort in der Peripherie ging es nach ihrem Dafürhalten weit weniger zivilisiert zu als in Hellas, ja es herrschten geradezu barbarische Verhältnisse.³ Bewohnt war diese offenbar wenig einladende Weltgegend von den Taurern, die der Halbinsel auch ihren antiken Namen gegeben (so eine Lesart) und die südliche Küste und die Bergregion besiedelt haben sollen. Über diese weiß man nicht viel, weder ihre Herkunft noch ihre Sprache sind bekannt, nehmen sie doch nur durch die Erzählungen antiker Autoren Gestalt an. Bei Herodot, der auch im folgenden Kapitel eine große Rolle spielen wird, heißt es beispielsweise über diese:

Sie opfern der Jungfrau die Schiffbrüchigen, wie überhaupt die Hellenen, die in ihre Hand fallen, auf folgende Art. Nach der Weihung schlagen sie ihn mit einer Keule auf den Kopf; Einige sagen aber auch, sie würfen den Leib von der Felsspitze hinunter (nämlich das Heiligthum steht auf einer Felsspitze), und nur den Kopf spießten sie auf einen Pfahl; womit Andere zwar, was den Kopf anlangt, übereinstimmen, vom Leibe dagegen sagen, er werde nicht von der Felsenspitze geworfen, sondern in der Erde begraben. Von der Göttin aber, der sie opfern, sagen die Taurier selbst, es sey Iphigenia, die Tochter Agamemnons.⁴

Sowohl bei Euripides als auch bei Goethe ist Iphigenie keine Göttin, sondern eben die im Auftrag der Artemis/Diana und letztlich gegen ihren Willen grausam Handelnde. Bei Goethe und selbst bei dem Tragödiker Euripides geht die Ge-

³ Zu diesem Topos vgl. Hall E. (1989), für die diese Denkgewohnheit eine im Hellas des fünften vorchristlichen Jahrhunderts etablierte herrschaftsstabilisierende Ideologie war, welche im Kontext der Perser-Kriege entstanden ist.

⁴ Herodot, Historien, 4. Buch, 103, zitiert nach Schöll (1829), 496.

schichte für das Trio Iphigenie, Orest und Pylades letztlich gut aus, gelingt es ihnen doch, die Tauris zu verlassen. Es gibt jedoch entscheidende Unterschiede, welche die Lebenswelten und die zeitlich gebundenen Weltanschauungen der beiden Autoren, zwischen denen ja mehr als zweitausend Jahre liegen, spiegeln: Euripides' Taurer sind idealtypische Barbaren, auch wenn der griechische Gegenpol nicht durchgängig als human und zivilisiert geschildert wird. Euripides' Iphigenie fühlt sich der autochthonen Bevölkerung nicht verbunden, und die Flucht von der Tauris gelingt allein durch eine List, also ohne die Erlaubnis des taurischen Königs Thoas. Anders bei Goethe: Hier besteht zwischen dem König und der Griechin eine wechselseitige Sympathie. Diese Verbundenheit vermochte die rauen Sitten der Barbaren zu mildern – „Wer hat des Königs trüben Sinn erheitert? Wer hat den alten grausamen Gebrauch, Daß am Altar Dianens jeder Fremde Sein Leben blutend läßt, von Jahr zu Jahr, Mit sanfter Überredung aufgehalten, Und die Gefangnen vom gewissen Tod Ins Vaterland so oft zurück geschickt?“ – und überhaupt sind Goethes Taurer weit weniger wild als die des Euripides.⁵ Dennoch treffen in beiden Varianten zwei Pole aufeinander – König Thoas repräsentiert trotz einer gewissen Bändigung als Folge seiner Zuneigung zu Iphigenie ein archaisch-mythisches Prinzip, und die Griechin personifiziert die Zivilisation. Auf der Tauris, also auf der Krim, treffen sich beide Systeme; Peripherie und Zentrum treten in Interaktion, bleiben aber letztlich trotz partieller Annäherung unvereinbar.

Und dies gilt nicht nur für diesen mit der Krim verbundenen Mythos, sondern auch für einige andere mythische Erzählungen, die „um eine historische Figur, ein historisches Ereignis, einen historischen Sachverhalt oder eine historische Entwicklung kreisen“, deren Inhalt nur im Zentrum fixiert ist und die „im übrigen variabel rezipierte und reproduzierte, unkomplexe Narration[en] sind.“⁶ Es mag im Zusammenhang mit ihrer – zumindest aus der Zentrumsperspektive wahrgenommenen – Randlage stehen, dass die Halbinsel über die Zeitläufte, Epochen Grenzen und unterschiedlich geprägten Kulturen hinweg zu einem Mythen- und Legendenraum erster Güte werden konnte, sind die Kenntnisse über entfernte Gegenden doch häufig gering, und wo Fakten fehlen, hilft die Phantasie. Dies gilt auch im Kontext der Halbinsel, wo die Ereignisse, welche den Urstoff ihrer Mythen bilden, historisch teils unstrittig, teils aber heftig umstritten sind. Gerade die im sog. Nationalen Zeitalter konstruierten Neumythen waren häufig – auch im Kontext der Krim – „überzeugender als historische Forschung.“⁷ Dies zeigt ein-

⁵ Vgl. zum Iphigenie-Topos stellvertretend Engert (2007).

⁶ Weber (1998), 71.

⁷ Germer (1998), 35.

dringlich die „innere Verwandtschaft“ zwischen Nation als Ergebnis der Modernisierung und dem Mythos. Man kann sogar so weit gehen, dass die Idee, dass „Nationen unausweichliche Formen gesellschaftlicher Organisation (sind) oder gar das Ziel der Geschichte bilden, selbst mythischen Charakter hat.“⁸ Am Beispiel der Halbinsel Krim lässt sich dies sehr anschaulich zeigen.

Die Krim ist nicht nur der präsumtive Schauplatz klassischer Mythen, sondern nimmt besonders im russischen nationalen Erinnern einen so großen Raum ein, dass man geradezu von einem russisch-nationalen Krim-Mythos sprechen kann.⁹ Aufgrund der russischen Herrschaft über die Krim seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert mag dies wenig überraschen, erstaunlicher ist aber vielleicht noch, dass die Halbinsel auch einen besonderen Platz beispielsweise im polnischen, deutschen oder auch englischen kollektiven Legendenschatz hat.¹⁰ Dies bedarf einiger Ausführungen, die zeigen werden, dass die als exotisch oder sogar als asiatisch bezeichnete Krim Teil Europas, dessen kollektiven Gedächtnisses und dessen Geschichte und Gegenwart ist.

Der polnische Sarmatenmythos

Die später noch genauer zu beschreibenden, zur iranischen Sprachfamilie gezählten nomadischen Sarmaten waren nach dem Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. aus den Regionen der Wolga und des Dons allmählich in Richtung Schwarzes Meer und eben auf die Krim vorgedrungen. Von da aus seien sie, wie es Neal Ascherson bildhaft ausgedrückt hat, „in die Vorstellung der Polen geritten, um zu ihren Vorfahren ernennt zu werden.“¹¹ Der materielle Hintergrund dieser auf den ersten Blick erstaunlichen Aussage sind vor allem die im heutigen Südpolen entdeckten Grabfunde, die u. a. vom polnischen Archäologen Tadeusz Sulimirski (1898–1983) genauer beschrieben worden sind und die darauf hinweisen, dass sich sarmatische Stämme im dritten nachchristlichen Jahrhundert dort gesiedelt haben.¹² Darauf kann hier nicht näher eingegangen werden, wichtig ist jedoch, dass in der Adelsgesellschaft Polen-Litauens, der sog. *Szlachta*, im Verlauf des 17. Jahrhunderts eine spezifische kulturelle Transformation erfolgte, die heute in der Kulturgeschichte als Sarmatismus bezeichnet wird und – nolens volens – eine

8 Germer (1998), 33.

9 Vgl. dazu ausführlich Jobst (2007b), besonders 131–176.

10 Im englischen Fall wird dies am Beispiel des Krimkrieges (vgl. Kapitel 27) gezeigt werden.

11 Ascherson (1996), 24.

12 Sulimirski (1970). Dieses Werk wurde erst 1979 in polnischer Sprache herausgegeben.

Verbindung zwischen Ostmitteleuropa und der Krim herstellte.¹³ Der multiethnische Adel des polnisch-litauischen Konglomeratstaates schuf sich damit eine gemeinsame, integrierende Identitätskonstruktion, die sich auf die auserkorenen antiken Ahnen stützte. Sie beruhte

vor allem [auf dem] äußere[n] Erscheinungsbild eines konservativen Grundbesitzers, anti-städtisch und antiintellektuell, charakterisiert durch künstlich übersteigerte Religiosität, mit einer Neigung zu luxuriöser Verschwendung und Standesdünkel. In repräsentativ-kultureller Hinsicht äußerte sich diese Attitüde in wertvollen Gewändern, Juwelen, zumindest versilberten, wenn nicht vergoldeten und mit Edelsteinen besetzten Waffen und Sätteln, sowie wertvollen Pferden.¹⁴

Auch diese ‚polnischen Sarmaten‘ wähten sich in einer Randlage, allerdings nicht in derjenigen zwischen Zivilisation und Barbarei, sondern zwischen dem (lateinischen) Christentum und dem konfessionellen und religiösen Anderen: In der Frühen Neuzeit waren diese Anderen der orthodoxe Moskauer Staat bzw. das muslimische Osmanische Reich, mit denen die damalige polnisch-litauische Großmacht in Konkurrenz stand. Der Wiener Historiker Christoph Augustynowicz sieht in dem Topos der *Antemurale Christianitatis*, also in der Vorstellung, „Vorwerk des Christentums zu sein“, folgerichtig das zentrale kulturelle Motiv des polnischen Sarmatismus.¹⁵

Eine Funktion des Sarmatismus war die ideologische Bekämpfung des äußeren Gegners, indem das Polentum – gleichbedeutend mit den adligen Eliten, denn das Bauerntum wurde ausdrücklich nicht zur Nation gezählt – zunehmend mit dem römischen Katholizismus identifiziert wurde, was die protestantischen (überwiegend calvinistischen) und orthodoxen Adligen, die es im polnisch-litauischen Staat eben auch gab, zunehmend ausgrenzte. Es mag verwundern, dass sich die polnische *Szlachta* zur (Selbst-)Vergewisserung ihrer eigenen Überlegenheit ausgerechnet an den aus dem eurasischen Raum stammenden und in der Perspektive der verehrten antiken Autoren somit barbarisch-nomadischen Sarmaten orientierte. Positive Aneignungen vermeintlich ‚unzivilisierter‘ Großgruppen sind aber gerade im ostmittel- und osteuropäischen Raum nicht selten. Diese Form der Selbstorientalisierung findet sich beispielsweise auch bei einer in der Zwischenkriegszeit sehr aktiven russischen exilierten Intellektuellengruppe, den

¹³ Ich orientiere mich hier und im Folgenden an Augustynowicz (2017), 38–45. Vgl. aber auch Długosz u. Scholz (2013)

¹⁴ Augustynowicz (2017), 38.

¹⁵ Augustynowicz (2017), 39.

sog. Eurasiern, für die das Russentum eine europäisch-asiatische Mischung und damit den Europäern überlegen war.¹⁶

Die Magyaren und die Krim

Näher noch am polnischen Sarmatismus und auch mit der Krim verbunden ist der Gründungsmythos der Ungarn: Die Brüder Hunor und Magor gelten als die Urväter der Stämme der Hunnen und Magyaren. Deren Vater soll – zumindest einer mittelalterlichen Chronik zufolge – Nimrod gewesen sein, wobei unklar ist, ob dieser identisch mit der biblischen Nimrod-Figur ist. Anderen Quellen zufolge waren Hunor und Magor die Söhne des Magog und damit Enkel Noahs, was der (angeblichen) ungarischen Abkunft eine besondere Würde verleiht. Magog gilt seinerseits wiederum als Urvater der Skythen bzw. als ihr König.¹⁷ Hieran sind mehrere Dinge interessant: Zum einen ist es die angenommene Verwandtschaft zwischen Magyaren und Hunnen, die einen durchwachsenen Ruf haben, galten sie doch als besonders wild und grausam (Kapitel 6). Beide Gruppen haben, genauso wie die Skythen, wie im nächsten Kapitel ausführlich erklärt wird, ebenfalls einen direkten Bezug zur Krim: Während erstere während der Völkerwanderung auf die Halbinsel gekommen sein sollen, siedelten letztere dort bereits seit dem siebten vorchristlichen Jahrhundert. Damit nicht genug, heirateten Hunor und Magor die Töchter des Alanen-Fürsten Dula – und die Alanen galten wiederum als ein Zweig der ebenfalls auf der Krim verorteten Sarmaten –, ehe diese gemeinsam mit den Hunnen nach Westen und eben auch in das Gebiet des heutigen Ungarn gezogen sein sollen.¹⁸ Soweit die nicht weiter zu verifizierenden nationalen Mythen.

Wenn man den US-amerikanischen Anthropologen und Mythenforschern Littleton und Malcor folgen will, besteht sogar ein Zusammenhang zwischen der britischen Artus-Sage und dem nördlichen Schwarzmeerraum. Sie gehen von einem Zusammenhang zwischen diesen Sagen und den Sarmaten aus, die um das 2. Jahrhundert als römische Hilfstruppen auf die britischen Inseln gekommen waren. Damit wären König Artur als der ideale und heldenhafte König, seine Tafelrunde und der Heilige Gral nicht originärer Teil der keltischen Mythologie, sondern quasi aus dem Schwarzmeerraum importiert.¹⁹

¹⁶ Wiederkehr (2007)

¹⁷ Molnár u. Magyar (2001), 6.

¹⁸ Im 19. Jahrhundert machten sich auch eingedenk dieses Mythos Reisende in die Region auf, um dort Spuren ‚ungarischen‘ Lebens zu entdecken, vgl. z. B. Besse (1838).

¹⁹ Littleton u. Malcor (1994).

Eine germanische Krim? Vom Gotenmythos zum nationalsozialistischen „Gotengau“

Auch im deutschen Sprachraum entwickelte sich ein besonderes Interesse an der Halbinsel im Schwarzen Meer, die nach der Annexion durch das Zarenreich 1783 einer gesamteuropäischen Öffentlichkeit bekannt wurde und in der Folge auch von deutschsprachigen Personen bereist wurde. In weniger friedlicher Absicht kamen Deutsche dann im Ersten und vor allen Dingen im Zweiten Weltkrieg (Kapitel 31 und 33). Das Interesse deutscher Krim-BesucherInnen entzündete sich seit dem 19. Jahrhundert nicht allein an der Schönheit der dortigen Landschaft oder dem milden Klima, wie die ungewöhnlich hohe Anzahl von Reiseberichten, die von deutschsprachigen Autoren und auch einigen Autorinnen verfasst wurden, eindringlich belegt.²⁰ Diese sind zumeist ebenso dadurch geprägt, dass sie die Halbinsel in einer eifernden Suche nach Spuren ‚gotischen Lebens‘, welches in der Neuzeit schon lange verschwunden war, bereisten.

Die realen Goten bzw. die Völkerschaften, die man als solche bezeichnete und die in den folgenden Kapiteln noch betrachtet werden, sollen ab dem 2. Jahrhundert n. Chr. auf der Krim aufgetaucht sein. Über deren Herkunft besteht eine schon sehr lange andauernde Kontroverse: Die bereits im 6. Jahrhundert in Quellen formulierte Auffassung, nach der die Goten ursprünglich aus Skandinavien stammten, wurde und wird von manchen ForscherInnen in Abrede gestellt, u. a. zugunsten der These, die Goten seien eine autochthone Gruppe aus dem Weichselgebiet, die später weiter Richtung Schwarzes Meer gewandert sei.²¹ Deutsche Krim-EnthusiastInnen und vor allen Dingen die NationalsozialistInnen bevorzugten in ihrem Rassenwahn allerdings die erste Variante, beriefen sie sich doch lieber auf eine germanische als eine slavische Abstammung. Während im 19. Jahrhundert das Interesse vieler AutorInnen an den Krimgoten noch primär historisch war, formulierten nationalistische Interessengruppen wie der Alldeutsche Verband (ADV) mit Rekurs auf eine ehemals teutonische Krim – der jedoch die historische Grundlage fehlt – bereits dezidiert Ansprüche auf dieses und andere Gebiete im östlichen Europa.²²

Die Vorstellung von einer ‚deutschen Krim‘ nahm vornehmlich auf zwei Elemente Bezug: Zum einen berauschte man sich an dem Gedanken, das für einige Jahrhunderte und bis zum Vordringen der Osmanen auf die Krim gegen Ende des 15. Jahrhunderts existierende Fürstentum Theodoro im Bergland sei ein krimgo-

²⁰ Vgl. eine Aufstellung bei Jobst (2007b), 435–441, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt.

²¹ Aus sprachwissenschaftlicher Sicht vgl. Anderson T. (2012), besonders 224 und 229.

²² Dazu einleitend Neutatz (1993), besonders 204–220.

tischer Staat und damit in gewisser Weise deutsch gewesen. Zudem stützte diese Sicht die Annahme, die Vorfahren der Deutschen seien zur Staatsbildung dort unten am Schwarzen Meer fähig gewesen. Tatsächlich hatten sich gotische KrimbewohnerInnen beim Hunneneinfall in die schlecht zugänglichen Berge zurückgezogen und damit in Sicherheit gebracht; in der Folge war die Bevölkerung von Theodoro aber ethnisch bunt gemischt, setzte sie sich doch nicht nur aus Goten, sondern ebenso aus Griechen, Alanen und anderen zusammen, deren Verkehrssprache vermutlich Griechisch war.²³

Aus dem 16. Jahrhundert stammt allerdings ein häufig als Beleg herangezogenes Zeugnis dafür, dass auf der Krim ein germanischer Dialekt – eben das Krimgotische – lange Zeit verbreitet gewesen war. Der zwischen 1555 und 1562 in Istanbul im Dienst des Kaisers Ferdinand I. (1503–1564) stehende Ogier Ghislain de Busbecq (1522–1592) hat sich nicht nur um die Einführung der Tulpenzwiebel in Europa verdient gemacht, sondern hinterließ den auf lange Zeit einzigen, nur aus 101 Formen bestehenden Kleinkorpus der krimgotischen Sprache.²⁴ In der osmanischen Kapitale war er auf seinen Wunsch hin mit zwei KrimbewohnerInnen bekannt gemacht worden, so schrieb de Busbecq, mit denen er mittels eines Dolmetschers kommunizierte und Worte wie „*plut*“ (Blut) oder „*thurn*“ (Tür) notierte und als eine germanische Sprache identifizierte. Bei der Überlieferung gab es wie bei seinen nur aus zwei Personen bestehenden ‚Quellen‘ zwar eine ganze Reihe von Problemen, SprachwissenschaftlerInnen ziehen die Existenz einer germanisch-basierten Sprache auf der Krim aber nicht grundsätzlich in Zweifel, was allerdings nicht als Beweis einer ehemals von Deutschen bewohnten Halbinsel taugt.²⁵ Dennoch gefiel in späteren Zeiten die Vorstellung von einer ‚deutschen Krim‘ vom Mittelalter bis in die Neuzeit hinein. Erst unlängst wurde übrigens Busbecqs schmaler Korpus gotischer Wörter von russischen Wissenschaftlern ergänzt, denen es gelang, Steinplattenfunde einer Grabung aus den 1930er Jahren zu entziffern: Die Autoren datieren die Funde auf das 9./10. Jahrhundert, werten diese als Sensation und leiten weitgehende Erkenntnisse zur Geschichte der Krim daraus ab, u. a. über die Verbreitung des Weinbaus, die Stellung einer krimgotischen Schriftsprache gegenüber dem Griechischen und anderes.²⁶

Vor diesem linguistischen Hintergrund verwundern die nationalsozialistischen „Gotenland-Pläne“ weniger. Hauptakteure waren das „Reichsministerium

²³ Vgl. hierzu ausführlicher Kapitel 3.

²⁴ Ich folge hier Stearns Jr. (2012). Vgl. dort auch Buspecqs Bericht im lateinischen Original und in deutscher Übersetzung.

²⁵ Vgl. Stearns Jr. (2012), 176–178.

²⁶ Vinogradov u. Korobov (2015).

für die besetzten Ostgebiete“ unter der Leitung des führenden NS-Ideologen Alfred Rosenberg (1892–1946) sowie der „Führer“ selbst. Rosenberg stellte im Zweiten Weltkrieg im Rahmen der verbrecherischen Politik zur Schaffung von „Lebensraum“, d. h. der Besiedlung des besetzten Osteuropas mit Deutschen bei Versklavung und Ausrottung der dortigen Bevölkerung, auch diverse Überlegungen zur Rolle der Krim an.²⁷ Der Krim wurde von Hitler im Rahmen der sich im sog. Generalplan Ost manifestierenden Politik eine besondere Rolle zugewiesen. Dies zeigt sich schon daran, dass er bereits 1941, also Monate vor der Einnahme der Halbinsel, über die Schaffung des sog. Gotengaus sinnierte, dessen Territorium über die Krim hinausgegangen wäre und u. a. das Gebiet von Cherson inkludiert hätte, das westlich der Halbinsel liegt und nicht mit der auf der Krim liegenden heutigen Ruinenstadt Chersones verwechselt werden darf.²⁸ Hitlers „Gotenland“-Phantasien, die die Umbenennung Sevastopol's (krimtat. Aqyar) in „Theoderichshafen“ und Simferopol's in „Gotenburg“ einschlossen, wurden, so der Historiker Norbert Kunz, „zu einem Lieblingsprojekt des ‚Führers‘.“²⁹ Ein Kernstück war die – ebenfalls nur unter der Bedingung der fest intendierten Ausrottung und/oder Entrechtung der dortigen Bevölkerung mögliche – Germanisierung durch die Besiedlung mit aus Südtirol stammenden Deutschen. Dazu kam es glücklicherweise nicht, es zeigt sich aber, dass die nationalsozialistische Krim-Politik nicht allein von militärischen und wirtschaftlichen Erwägungen beeinflusst war, sondern dabei auch ein Mythos eine Rolle spielte.

Slavisch-russische Krim-Mythen

Mit der einleitend schon erwähnten und durch nichts zu erschütternden Überzeugung vieler Russinnen und Russen, dass die Krim ein elementarer Bestandteil Russlands sei, ging (und geht) eine enge emotionale kollektive Bindung an die schöne Halbinsel im Schwarzen Meer einher. Auch als Folge dessen ist diese in Russland, aber auch in der Ukraine und in vielen anderen Teilen der ehemaligen Sowjetunion ein Mythenraum erster Güte. Schon deshalb wäre eine sich um Vollständigkeit bemühende Darstellung aller mit diesem Ort verbundenen legendären Erzählungen von Beginn an zum Scheitern verurteilt. Einige besonders herausragende Beispiele aus dem Bereich der Religion und der Literatur – beides Felder, die auf unterschiedliche Weise die in Russland so populäre Sichtweise von

²⁷ Hier und im Folgenden Kunz (2005), besonders 41–73.

²⁸ Vgl. hierzu die von Werner Jochmann eingeleiteten und quellenkritisch kommentierten sog. Tischgespräche: Jochmann (1980), besonders 39, 48, 90 f. und 124.

²⁹ Kunz (2005), 234.

der Legitimität einer russischen Herrschaft über die Krim zu untermauern versuchen – werden deshalb exemplarisch herausgegriffen.³⁰

In kollektiven russisch-slavischen Vorstellungswelten ist die Auffassung weit verbreitet, bei der Krim handele es sich um einen bedeutenden christlich-orthodoxen Erinnerungsort, was seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stark popularisiert wurde.³¹ Ein Grund dafür war neben dem verlorenen Krimkrieg ein Anwachsen religiös aufgeladener nationaler Sentiments. Russische Eliten führten, wie in anderen Teilen Europas auch, zunehmend Debatten darüber, was das Wesen ihrer Nation sei, und mehrheitlich kam man überein, dass die Orthodoxie dafür eine große Rolle spielte. In diesen Debatten wurde der Krimkrieg zu einem Heiligen Krieg stilisiert, den die gedachte russische Nation gegen den Islam (d. h. das Osmanische Reich) und das anglikanische und römisch-katholische Christentum (England, Frankreich und Sardinien-Piemont) verloren habe. Und dass dieser Kampf zu großen Teilen auf der Krim ausgefochten worden war, verlieh diesem Waffengang zusätzliche Bedeutung, war dieser Ort doch ohnehin bereits mit älteren Legenden und Erzählungen verflochten. Die sehr früh vom Christentum berührte Halbinsel³² war auch deshalb für das Russländische Imperium symbolisch wertvoll, da sich eine schon seit Jahrhunderten existierende Verbindung zwischen dem Heiligen Land, der Krim und dem, was später ein russischer Staat wurde, konstruieren ließ, welche freilich vor den Augen der meisten HistorikerInnen nur sehr eingeschränkt standhält. Im Zentrum dieser Erzählungen steht die heutige Ruinenstadt Chersones/Korsun', die in sowjetischer Zeit zur größten Ausgrabungsstätte der UdSSR wurde³³ und heute ein Vorort Sevastopol's ist. Die drei hier genauer zu betrachtenden Erzählungen wurden zwar seit den 1850er Jahren besonders populär,³⁴ waren aber viel älter; während zwei dieser ‚Geschichten‘ – wie bei den meisten Mythen üblich – ein realer Kern, also ein tatsächlich greifbares historisches Ereignis, zugrunde liegt, gehört die dritte in das Reich der Phantasie. Alle halfen sie jedoch, die Vorstellung einer besonderen, unauflöslichen Verbindung zwischen der Krim und den zentralrussischen Gebieten zu untermauern.

30 Auf andere mit der Halbinsel verbundene Mythen, etwa den auch außerhalb der russischen Welt bekannten militärisch geprägten Krim-Mythos, der mit der beeindruckenden Verteidigungsbereitschaft im Krimkrieg und im Zweiten Weltkrieg verbunden ist, wird in den jeweiligen Kapiteln eingegangen.

31 Ich folge hier vor allen Dingen Jobst (2019).

32 Vgl. hierzu Kapitel 7.

33 Carter (2003); Jobst (2013a).

34 Kozelsky (2010).

Die älteste und am wenigsten wahrscheinliche Erzählung ist diejenige von der Reise des Apostels Andreas vom Heiligen Land an den Ladoga-See unweit des heutigen St. Petersburg, während der dieser im Jahr 33 n. Chr. auch die Krim besucht haben soll, um unter den Skythen zu predigen. Diese Geschichte wurde vermutlich erstmalig von dem als Vater der Kirchengeschichte geltenden Eusebius von Caesarea (260/64–339/340) aufgeschrieben, bevor sie über Umwege Eingang in die in Altkirchenslavisch verfasste „Nestorchronik“ fand (auch *Povest' vremennyx let* [Erzählung der vergangenen Jahre]), die bis heute als die wichtigste Quelle zur Geschichte des altostslavischen Staates der Kiewer Rus' gilt.³⁵ Der Besuch des Apostels auf der Krim, ehe er in Richtung Norden wanderte, wobei er den Ort des späteren Kiews, der sog. „Mutter der Ostslavischen Städte“, durch die Errichtung eines Kreuzes (= Andreaskreuz) markierte, wird in der Chronik mit nur einem Satz abgehandelt: „Als Andreas in Sinope predigte und als er nach Korsun' [d. i. „Chersones“] gekommen war, sah er, dass von Korsun' aus die Mündung des Dneprs nahe ist.“³⁶ Diese knappe Erwähnung genügte gleichwohl, um eine besondere Verbindung zwischen dem Heiligen Land, der Krim und der Rus' bzw. Russland zu konstruieren.

Bedeutender noch – und sogar auf einem ‚realen‘ Ereignis basierend – ist eine andere Geschichte, nach der die beiden sog. Slavenapostel Konstantin (ca. 826–869) und Methodius (ca. 815–885) um 860 die Krim besucht haben sollen. Weite Teile der Halbinsel standen zu dieser Zeit unter der Herrschaft der Chasaren, und die beiden Prediger wollten diese zum Christentum bekehren.³⁷ Diese Mission war letztlich ein Misserfolg, denn die chasarischen Eliten nahmen später den jüdischen Glauben an. Dennoch spielt der Krim-Aufenthalt der beiden Missionare, welche immerhin den OstslavInnen ihr Alphabet gebracht haben sollen und schon deshalb heute noch in der slavischen Orthodoxie sehr verehrt werden, eine gewichtige Rolle bei der Konstruktion einer Verbindung zwischen der Halbinsel und Russland. Besonders die Heiligenvita Konstantins ist voller Geschichten, welche die Rolle der Krim als heiligen Ort des Christentums markieren und Eingang in den kollektiven Legendenschatz vieler Gläubiger gefunden haben. Erwähnt werden kann hier z. B. die wundersame Errettung der Reliquien des exilierten und später heiliggesprochenen Klemens von Rom, der im Jahr 94 auf der Krim sein Martyrium gefunden und dessen Reliquien die beiden Apostel später nach Rom geschafft haben sollen.³⁸ Bedeutender noch, auch wenn damit die geschichtswissenschaftlich auf wackligen Beinen stehende Vorstellung verknüpft

³⁵ Vgl. dazu Stender-Petersen (1986), 37–38; Vinogradov (1999).

³⁶ Müller L. (2001), 8.

³⁷ Dazu grundlegend Bujnoch (1972), 54–102.

³⁸ Žitie (1999).

ist, dass die Krim schon im 9. Jahrhundert von einem nicht unbedeutenden Anteil slavischer oder zumindest ein slavisches Idiom sprechender Bevölkerung bewohnt war, erscheint die folgende Geschichte:

Und er [Konstantin] fand hier [auf der Krim] eine Bibel und ein Psalter, die in altostslavischen Buchstaben [russ. *ruskimi pis'menami*; altkirchenslav. *rus'sky pismeny*]³⁹ geschrieben waren, und er fand einen Mann, der diese Sprache sprach. Und er sprach mit diesem und verstand die Bedeutung dieser Sprache und brachte die Unterschiede zwischen den Vokalen und Konsonanten seiner eigenen Sprache damit in Verbindung. Und zu Gott betend, begann er sie bald zu lesen und zu sprechen. Viele waren erstaunt und priesen den Herrn.⁴⁰

Russische Autoren des 19. Jahrhunderts zeigten sich begeistert, dass Konstantin eine slavische Sprache entdeckt habe, die „hier in Korsun' erfunden worden war, als Verkehrssprache der verschiedenen Völker, war doch Korsun' eine Stadt, in der die vielfältigsten Stämme mit ihren verschiedenen Sprachen zusammentrafen.“⁴¹ Die besondere und vermeintlich weit in die Zeit vor der Annexion von 1783 reichende Verbindung zwischen der Halbinsel und Russland wurde in mannigfachen Varianten immer wieder erzählt. Wissenschaftliche Kapazitäten wie der Historiker Vasilij Ključevskij (1841–1911), der die „Anwesenheit von Slawen [...] inmitten dieser alten Völkerschaften“ im späteren südrussischen Raum als marginal einschätzte⁴², konnten sich vergleichsweise wenig Gehör verschaffen. Doch was hatte es nun mit den in der Konstantin-Vita genannten „*rus'sky pismeny*“ auf sich? Die einschlägige Mediävistik kommt mehrheitlich überein, „daß es sich hierbei um eine Verschreibung gehandelt hat, und daß es ursprünglich ‚surskie‘ (syrische) [geheißen habe] und [es sich] damit [um] den Griechen unbekannte Buchstaben gehandelt haben müsse.“⁴³

Der wirkungsmächtigste der religiösen Mythen ist aber derjenige der angeblich 988 in Korsun' vollzogenen Taufe des bis dahin – folgt man denn den einschlägigen Quellen – ein gänzlich unchristliches Leben führenden Großfürsten der Rus', Vladimir/Volodymyr (ca. 958–1015). Diese ging der sog. Massentaufe von Kiew und damit dem Beginn der Christianisierung der altostslavischen Kiewer Rus' voraus, wobei Christianisierungsprozesse im östlichen Europa im 10. Jahr-

39 „*Rus'sky pismeny*“ sollte korrekterweise mit „altostslavisch“ übersetzt werden, nicht mit „russisch“ oder „altrussisch“, wie es auch in deutschsprachigen Veröffentlichungen immer wieder geschieht. Vgl. zum schwierigen Feld der Übersetzung dieser und verwandter Termini immer noch Müller L. u. a. (1992).

40 Žitie (1999), Čtenie 3.

41 Jastrebov (1883), 36–37.

42 Kliutschewskij (1925 ff.), Bd. 1., 99.

43 Jobst (2007b), 303, Anm. 74.

hundert verbreitet waren, wie beispielsweise parallele Entwicklungen in Polen, Böhmen oder Ungarn zeigen. Auch wenn die genaueren Begleitumstände der Taufe Vladimirs geschichtswissenschaftlich nicht abschließend zu klären sind,⁴⁴ ist die Belagerung Chersones' durch Vladimir und seine Truppen um das Jahr 988 unstrittig und wird u. a. auch in arabischen Chroniken erwähnt.⁴⁵ Ob Vladimir den Weg auf die Krim angetreten hatte, um den byzantinischen Kaisern Konstantin VIII. (960–1028) und Basileus II. (958–1025) bei der Niederschlagung eines Aufstandes in der Stadt zu helfen, oder ob dies andere Gründe hatte, ist nicht abschließend festzustellen.⁴⁶ In der bereits erwähnten „Nestorchronik“ ist Folgendes zu lesen: Als Dank für die gewährte Waffenhilfe versprachen die kaiserlichen Brüder dem Heiden Vladimir die Hand ihrer kaiserlichen Schwester, der purpurborenen Anna. Die Voraussetzung dafür war allerdings seine Taufe, welche er zwar im Vorfeld versprochen hatte, dann aber unmittelbar vor der Eheschließung in Chersones wieder verweigerte. Die Strafe Gottes folgte auf dem Fuß, denn Vladimir erblindete. Anna überzeugte ihn, dass er nach der Taufe seine Sehkraft wiedererlangen würde – und tatsächlich: Nachdem der örtliche Bischof den Taufakt vollzogen hatte, erhielt Vladimir sein Augenlicht zurück. In der Chronik heißt es weiter: „Da aber Volodimer dies sah, die schnelle Heilung, rühmte er Gott und sprach: Jetzt habe ich den wahren Gott erkannt. Da dies seine Gefolgschaft sah, ließen viele sich taufen.“⁴⁷ Nach seiner Rückkehr in die Rus' führte er dort das Christentum ein. Dass dieser zweifellos wichtige Schritt seinen Ursprung auf der Halbinsel nahm, wurde vor allen Dingen im 19. Jahrhundert in den einschlägigen russischen Debatten immer wieder betont und als Legitimierung für den Besitz der Krim herangezogen. Ein aktuelles Beispiel ist die einige Monate nach der Einverleibung der Krim 2014 gehaltene Rede des russischen Präsidenten Vladimir Putin vor der Föderalen Versammlung. Darin betonte er mit Bezug auf die angeblich dort stattgefundene Taufe Vladimirs die sakrale und zivilisatorische Bedeutung der Krim für Russland, die mit der Bedeutung des Tempelbergs in Jerusalem für Jüdinnen und Juden sowie MuslimInnen zu vergleichen sei, denn in Chersones/Korsun' sei Vladimir getauft worden.⁴⁸

⁴⁴ Vgl. dazu im Überblick Stökl (1983), 59; Haumann (1996), 45–46.

⁴⁵ Vgl. Kawerau (1967).

⁴⁶ Vgl. Jobst (2007b), 296–298.

⁴⁷ Müller L. (2001), 136.

⁴⁸ Putin (2014).

Die Krim – ein Zentrum russischer Kultur?

Der Krim kommt in zahlreichen der genannten Mythen die Funktion einer Kontaktzone zwischen scheinbar widerstreitenden Sphären zu: zwischen dem Heiligen und dem Heidentum, dem Zivilisierten (= dem Christentum) und dem Unzivilisierten (vgl. Kapitel 3) oder auch zwischen Christentum und Islam. Dieses Bild der Kontaktzone spiegelt sich ebenso in zahlreichen literarischen Werken, die im Zusammenhang mit der Krim entstanden sind. Besonders in der russischen⁴⁹, aber auch in der ukrainischen oder krimtatarischen Literatur kommt dem *locus* eine große Bedeutung zu.⁵⁰ Der für viele Russinnen und Russen unverhandelbare russische Charakter der Krim wurde und wird nicht selten auch damit ‚erklärt‘, dass dieser in der russischen Kultur eine Relevanz zukommt, welche allein mit derjenigen St. Petersburgs oder Moskaus zu vergleichen ist.⁵¹ Und tatsächlich ist die Liste der Autorinnen und Autoren, die auf der Krim künstlerische Inspiration suchten und fanden, beachtlich: Lev Tolstoj (1828–1910) verfasste dort seine berühmten „Sevastopoler Erzählungen“, die den Schrecken des Krimkrieges auch einer heutigen Leserschaft noch anschaulich vermitteln; Anton Čechov (1860–1904) setzte mit seiner Novelle „Die Dame mit dem Hündchen“ Jalta ein literarisches Denkmal. Das in Köktöbel (krimtat.; russ./ukr. Koktebel') gelegene Haus des der Strömung des sog. Silbernen Zeitalters zugerechneten Malers und Dichters Maximilian A. Vološin (1877–1932) zog vor allen Dingen im Sommer zahlreiche weitere Größen der russischen Literatur an, unter ihnen Marina Cvetaeva (1892–1941), Osip Mandel'stam (1891–1938) oder Andrej Belyj (1880–1934). Der in Russland bis in unsere Zeit aber am meisten verehrte Autor ist Alexander Puškin (1799–1837)⁵² – und insbesondere er half dabei, dass die Krim auf ewig als Ort russischer Kultur gilt. Erstaunlicherweise stehen in der von ihm verfassten wohl wichtigsten ‚russischen‘ Krim-Erzählung ein Muslim – ein Krim-Chan – und eine Polin im Mittelpunkt. Noch mehr mag verwundern, dass der reale Kern auf eine Liebesbeziehung zwischen dem Chan Kırım Giray (häufig auch „Krim-Giray“; 1717[?]-1769) und seiner Geliebten Dilâra Bikeç (russ./ukr. Diljara Bikeč) zurück-

⁴⁹ Vgl. die Anthologie Rudjakov u. Kazarin (1989).

⁵⁰ Im ukrainischen Kontext verbindet man insbesondere den Namen Lesja Ukraïnkas (1871–1913) mit der Krim, da sich diese bedeutende Schriftstellerin wegen ihrer Lungenkrankheit wiederholt auf der Halbinsel aufgehalten und ihre Krim-Impressionen poetisch verarbeitet hat. In Jalta gibt es ein ihr gewidmetes Museum. Im Falle der krimtatarischen Literatur sei an dieser Stelle an einen ‚Negativ-Mythos‘ erinnert, nämlich die von Czerwonnaja u. Malek (2017) dargestellten „Literarische[n] Verarbeitungen der Deportation der krimtatarischen Bevölkerung“.

⁵¹ Vgl. z. B. Ljusyj (2003).

⁵² Zum Puškin-Kult in Russland und der Sowjetunion vgl. Sinyavski (1995).



Abb. 1: Portrait Alexander Puškin, Gemälde von Orest Kiprenskij, 1827

zuführen ist.⁵³ Die Fluidität und Flexibilität von Mythenbeständen über sprachliche und kulturelle Grenzen hinweg zeigt sich hieran anschaulich, kann dieser Mythos doch sowohl als russischer, krimtatarischer als auch (wie noch anzusprechen ist) polnischer und ukrainischer Mythos gelten.

1820 war Puškin aufgrund einiger Gedichte, in denen hohe Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens verspottet wurden, mit einem Hauptstadtverbot belegt worden. Statt der weitaus unangenehmeren und üblicheren Variante einer Verbannung nach Sibirien durfte er sich jedoch in Richtung Süden begeben, wo er

⁵³ Vgl. dazu Jobst (2007b), 256 f.

über den Kaukasus schließlich auch auf die Krim gelangte. Wie zahlreiche Reisende vor und nach ihm inspirierte ihn die ungewohnte, exotische Krim. Der zu dieser Zeit stark von der Romantik beeinflusste Puškin hatte vermutlich schon in St. Petersburg von der tatarischen Legende über die aussichtslose Liebe eines Krim-Chans zu einer christlichen Gefangenen gehört,⁵⁴ aus welcher der Poet eine südlich-orientalische Dreiecksgeschichte entwickelte, die den Namen „Bachčisarajskij fontan“ („Die Fontäne von Bağçasaray [krimtat.; russ./ukr. Bachčisaraj]“ bzw. auf Deutsch zumeist „Der Tränenbrunnen“) trägt: Ein namenloser Chan entbrennt in zügelloser Liebe zu einer polnischen Gefangenen mit dem Namen Marija Potocka. Als Christin ist ihr die Liebe zu einem Muslim allerdings unmöglich. Im Harem, in diesem „Sumpf der Sünden“, sucht sie Trost bei dem Bild der Mutter Gottes („So fühlt ein Herz in allen Wirren. Geborgen sich in Gottes Hand“).⁵⁵ Doch ist diese Ruhe eine trügerische, hat die keusche Marija doch eine erbitterte Feindin, die ehemalige Lieblingsgespielin des Chans, eine Georgierin mit dem Namen Zarema. Diese ist fast zur Orientalin (und damit – den gängigen europäischen Auffassungen der Zeit entsprechend – ‚wild‘) geworden und erinnert sich nur dunkel ihrer christlichen Herkunft: „Weit fern von hier stand meine Wiege. Doch blieben mir in Herz und Sinn. Tief eingepägt die Wesenszüge.“⁵⁶ Zarema vermisst das ungestörte Liebesglück mit dem Chan und droht der Konkurrentin unverhohlen mit dem Tod:

Doch wisse wohl und glaube mir:
Hältst du nicht, was du mir geschworen,
Dann gibt mein Dolch die Antwort dir!
Ich bin im Kaukasus geboren!⁵⁷

Tatsächlich kommt das keusche Christenmädchen zu Tode, unklar ist ob durch Selbstmord, die Hand Zaremas oder durch ein gebrochenes Herz ob des als hart empfundenen Schicksals, allein unter Muslimen zu sein.

Was führte ihren Tod herbei?
War es die Schmach der Sklaverei,
Hat Krankheit sie der Welt entrissen?
Saremas Dolch? Wer mag es wissen?⁵⁸

⁵⁴ Hokanson (1998), 127.

⁵⁵ Ich zitiere hier die deutsche Übersetzung Puschkin (1985), hier 160.

⁵⁶ Puschkin (1985), 163.

⁵⁷ Puschkin (1985), 165.

⁵⁸ Puschkin (1985), 166.

Der wegen Marijas Tod unglückliche Chan lässt Zarema trotz unklarer Beweislage töten und zieht in Richtung Norden (also gegen Russland bzw. Polen-Litauen), um dort abermals zu rauben und zu brandschatzen. Dennoch erscheint er, folgt man denn Puškins Poem, durch die Liebe zu einer Christin weniger wild und errichtet in Erinnerung an Marija einen Brunnen. Dessen reales Vorbild befindet sich immer noch im ehemaligen Chan-Palast in der ehemaligen Hauptstadt des Chanats in Bağçasaray: Aus einer marmornen Lotusblüte fallen Wassertropfen von Becken zu Becken, bis sie sich im letzten nur kurz vereinen, ehe sie wieder auseinanderfließen, um in einer stilisierten Schnecke zu verschwinden. Nicht wenigen BetrachterInnen und sogar Puškin selbst mutete der „ehemalige Springbrunnen“, aus dem bei seinem Besuch aus „einem verrosteten Eisenrohr“ Wasser tropfte,⁵⁹ enttäuschend an. Gleichwohl ist es nicht zuletzt dem Poem des russischen Nationaldichters zu verdanken, dass der Chan-Palast überhaupt noch steht: Als nach der Rückeroberung der Krim durch die sowjetische Armee 1944 Stalin die Deportation der krimtatarischen Bevölkerung wegen angeblicher Kollaboration mit den deutschen Besatzern befohlen hatte (vgl. Kapitel 34), wurde trotz der Anordnung zur Zerstörung krimtatarischen Kulturgutes der Palast verschont, da Puškin diesem Ort ein literarisches Denkmal gesetzt und ihn damit „gewissermaßen heiliggesprochen“ hatte.⁶⁰

Keine abschließenden Aussagen können über die Historizität einer Marija Potocka im Chan-Harem von Bağçasaray gemacht werden. Der berühmte österreichische Orientalist Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall (1774–1856) äußerte sich dazu verhalten: „[D]ie von den Tataren geraubte Tochter eines polischen [sic!] Großen (vermuthlich Maria Potocka)“ soll tatsächlich existiert und einen Abkömmling der Giray-Dynastie, aus der stets der Krim-Chan stammte, geehelicht haben.⁶¹ Welche Dame dem in Liebesdingen leicht entflammbaren Puškin als Vorbild für seine Marija galt, damit haben sich Generationen von LiteraturwissenschaftlerInnen befasst. Mehrheitlich wird gegenwärtig davon ausgegangen, dass der Dichter 1818 oder 1819, also noch vor seiner Verbannung in den Süden, in Petersburg Sofia Potocka kennengelernt hatte, die ihm von dem unglücklichen Schicksal ihrer Namensvetterin erzählt haben soll. Deren spätere Heirat mit einem hohen Militär soll den schwer betrubten Puškin zu dem Poem inspiriert haben.⁶² Zeit seines kurzen, durch ein Duell beendeten Lebens kehrte er immer wieder zu dem Krim-Sujet zurück, welches auf ihn und zahllose weitere AutorInnen einen

⁵⁹ Puškin an Anton Delvig, o.D. (1824), zitiert nach Keil (2001), 111.

⁶⁰ Köck u. a. (1995), 121.

⁶¹ Hammer-Purgstall (1970), 101–103.

⁶² Vgl. Keil (2001), 183.



Abb. 2: Tränenbrunnen im Chan-Palast von Bağçasaray

tieften Eindruck gemacht hatte und die Auffassung nährte, die Halbinsel sei ein Ort, in dem die nur unklar fixierte ‚russische Kultur‘ fest verwurzelt sei.

Allerdings schöpften auch nichtrussische SchriftstellerInnen auf der so schönen Krim Inspiration, so dass man, wenn man denn wollte, damit auch andere nationale Ansprüche auf die Krim rechtfertigen könnte. Verwiesen sei hier noch einmal auf Polen, welches nicht nur durch den bereits geschilderten Sarmatismus eine besondere Verbindung zur Halbinsel pflegte. Dessen Nationaldichter und Zeitgenosse Puškins, Adam Mickiewicz (1798–1855), hinterließ nämlich seine berühmten „*Sonety krymskie*“ („Krim-Sonette“). Auch er, der 1824 ebenfalls vom Zaren Alexander I. (1777–1825) in den Süden verbannt worden war, besang den „Tränenbrunnen.“ Allerdings setzte er einen ganz anderen Akzent,

indem er nicht die angebliche Unvereinbarkeit zwischen Christentum und Islam thematisierte. Ihm lag vielmehr das durch seine angebliche Landsmännin Marija personifizierte Schicksal seiner unter preußischer, österreichischer und eben auch russischer Herrschaft stehenden polnischen Heimat am Herzen:

„Am Grab der Potocka“

Im Land des Frühlings, hier, in goldner Gärten Fülle,
Bist Du verwelkt, du junge Rose, weil die Wonnen
Der Kindheit flugs wie Falter, die entschlüpft, zerronnen,
Erinnrungsqual verzehrt des Herzens zarte Hülle. Im Norden ein Meer von Sternen! Warum
stehn so viele
Grad über Polen? Hat in jenen nächt'gen Sonnen
Dort deiner Sehnsuchtsblicke Glut Gestalt gewonnen,
Eh sie verloschen, heiß nun folgend diesem Ziele?
Gleich dir, du Tochter Polens, werde ich selbst hier enden...
Wird man auch meinem Grab der Heimat Grüße bringen,
Auch mir dann eine Handvoll Erde trauernd spenden?
Erwachen werde ich, wenn Heimatlieder klingen,
Die spätre Dichter dir in deine Ruhstatt senden,
Vielleicht, daß sie auch mir zum Ruhme Lieder singen...⁶³

Diese Hoffnung erfüllte sich, ist Mickiewicz doch für die Polen das, was Puškin für RussInnen oder Goethe für Deutsche ist. Auch die „Krim-Sonette“, diese Papier gewordene Sehnsucht nach einer verlorenen Liebe und der verlorenen Heimat – „l'amour perdu dans la patrie perdue fait du séjour en Crimée un exil doublement douloureux“, wie es der Literaturwissenschaftler Michel Cadot zusammenfasste⁶⁴ – wurden wie Puškins „Tränenbrunnen“ kommerziell sehr erfolgreich, allerdings weniger beim russischen Publikum, dem der antirussische Unterton nicht entgegen konnte. In Polen sind sie heute noch populär; ein politischer ‚Anspruch‘ auf die Krim erwuchs daraus freilich nicht.⁶⁵

Aufgrund der politischen Zeitläufte wurde die Krim im Verlauf des 20. Jahrhunderts ukrainisch. Die ukrainischen Eliten waren (und sind) seit dem 19. Jahrhundert mit ihrem eigenen Nationsbildungsprojekt befasst, so dass die Frage nach einer ukrainischen Krim lange keine Rolle gespielt hatte. Gleichwohl fand

⁶³ Zitiert nach der Nachdichtung Karl Dedecius', Mickiewicz (1994), 146.

⁶⁴ Cadot (1987), 149f.

⁶⁵ Allerdings gab es in der Zwischenkriegszeit mit der von Marschall Józef Piłsudski (1867–1935) unterbreiteten Konzeption des „Międzymorze“ (Zwischenmeer) Pläne eines konföderierten und vorwiegend slawischen Staatsgebildes, das vom Schwarzen Meer bis zur Ostsee reichen sollte. Vgl. Troebst (2002).

das Potocka-Thema als eine mit der Halbinsel verbundene mythische Erzählung auch in der ukrainischen Literatur Nachhall. Zu nennen ist der von der ukrainischen Nationalbewegung als Ukrainer beanspruchte Historiker Mykola (russ. Nikolaj) Kostomarov (1817–1885), der in seinem Gedicht „An Marija Potocka“ aus der unglücklichen polnischen Gefangenen kurzerhand eine Ukrainerin machte:

Dem Gottesglauben ein Hohn –
Steht das Kreuz unter dem Mond!
Du unselige Ukrainerin,
Es erzählt über Dich!⁶⁶

Selbstverständlich ist die Krim ebenso im Mythen- und Legendenschatz der KrimtatarInnen von zentraler Bedeutung, die aber hier nicht ausgeführt werden kann. Als Beispiel für die Bedeutung kollektiver Traumata, quasi als negativer Mythos, muss die Deportation der krimtatarischen Bevölkerung auf Geheiß Stalins im Mai 1944 gelten, die später genauer ausgeführt werden wird (Kapitel 34).

⁶⁶ Kostomarov (1967), 56. Ich danke Alois Woldan (Wien) für den Hinweis auf dieses zwölf Strophen lange Gedicht und Stefaniya Ptashnyk (Heidelberg) für die Korrektur meiner ungelenkten Übersetzung aus dem Ukrainischen.